

Barbara Kunrath

Wir
für
uns

ROMAN

 | KRÜGER

Hinweis:

Dieser Roman wurde vor dem Ausbruch von Covid-19 entwickelt. Als sich die Pandemie abzeichnete, war der Roman inhaltlich bereits abgeschlossen. Autorin und Verlag haben sich bewusst dazu entschieden, den Inhalt nicht zu verändern.

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Krüger

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-0054-0

*Colui che è nato angoloso non può morire in giro.
(Wer eckig geboren ist, der kann nicht rund sterben.)*

ITALIENISCHES SPRICHWORT

PROLOG

Früher versuchte unser Vater, unsere Mutter mit zotigen Witzen und dem Satz *Lach doch mal* aufzuheitern, aber das führte nur dazu, dass sie noch schmalere Lippen bekam. Sie war es, die einer geregelten Arbeit nachging, das Essen kochte, den Staub und die Böden wischte und sich um unsere schmutzige Wäsche kümmerte, während er an Erfindungen bastelte, die kein Mensch brauchte und die auch nie wirklich funktionierten.

Irgendwann hörte unsere Mutter auf zu kochen, die Böden zu wischen und sich um unsere Wäsche zu kümmern, und packte ihre Koffer. Zuerst war unser Vater fix und fertig, aber er war ein unverbesserlicher Optimist. Bis zu seinem Ende glaubte er, sie würde zurückkommen. So, wie er auch an seine Erfindungen glaubte. Sein Lieblingssatz war: *Komödie oder Tragödie, es ist dein Leben, und du bist der Regisseur.*

Von meiner Mutter habe ich die schmalen Lippen geerbt, von meinem Vater den Optimismus. Zum Regisseur fehlt mir jegliches Talent. Es gibt auch kein Drehbuch für mein Leben. Ich glaube, das was passiert, passiert einfach. Jedenfalls mir.

ERSTER TEIL



Josie

Der Weg aus der Praxis führt über sechzehn Stufen. Ich habe sie gezählt, schon auf dem Hinweg. Ebenso die Schritte durch den Flur bis zur Eingangstür. Ich zähle alles Mögliche. Das hat irgendwann in der Pubertät angefangen und nicht mehr aufgehört. Manchmal multipliziere ich die Summen sogar oder subtrahiere sie voneinander, obwohl ich mit dem Ergebnis nachher nicht das Geringste anfangen kann.

Auf der untersten Stufe bleibe ich stehen und atme tief. Gegen den Schwindel und die leichte Übelkeit, die, wie ich jetzt weiß, ihren guten Grund hat. Der Arztbesuch hat amtlich gemacht, was der Test und mein Körper mir schon längst gesagt haben: Ich, Josefine Pankratz, einundvierzig Jahre alt und in halbfesten Händen, bin schwanger. Die Sache hat nur einen Haken. Nein, sogar mehrere. Erstens: In meinem Leben ist kein bisschen Platz für ein Kind. Zweitens: Ich bin auch gar nicht dafür gemacht. Und drittens (das wiegt am schwersten): Bengt will das Kind nicht. Auf gar keinen Fall. Bei diesem Gedanken schießen mir sofort wieder Tränen in die Augen. Das passiert mir im Moment

ständig. Ich überfahre eine Maus und heule. Ich schaue mir einen Film über eine glückliche Familie mit drei Kindern an und wechsele den Kanal, weil mein eigener schon wieder überläuft. Es ist unglaublich, was diese kleinen Drüsen in den letzten Wochen an Feuchtigkeit ausgestoßen haben, ohne völlig entnervt wenigstens vorübergehend die Produktion einzustellen.

Mit verschwommenem Blick schaue ich mich um und sehe vertraute Umgebung. Ganz in der Nähe habe ich gewohnt, beinah acht Jahre lang. In dieser schönen kleinen Stadt, auch wenn sie gerade ziemlich grau wirkt. Wo ich heute, genauer seit knapp zwei Jahren, wohne, habe ich einen freien Blick übers Land. Wiesen, Felder und ganz viel Natur. Dort wirkt schlechtes Wetter irgendwie viel weniger grau, das fällt mir erst jetzt auf.

Ich bin damals wegen Florian in diese Gegend gekommen. Ich wollte in seiner Nähe sein. Ich dachte, ich würde mich nicht mehr so einsam fühlen, wenn mein Bruder um die Ecke wohnt. Vorher hatte ich ein paar Jahre in Freiburg gelebt. Da war es auch schön gewesen, aber wäre ich dort geblieben, dann hätte ich Bengt nicht kennengelernt.

Ich wische mir erst über die Augen, dann über das Handy – keine Nachricht von ihm, überhaupt keine Nachrichten – und lenke meine Gedanken wieder auf mein *Problem*. Ist es überhaupt eins? Ich werde ein Kind nicht bekommen, das ich vorher auch nicht gehabt habe. Und mein Leben einfach genauso weiterleben wie bisher. Ich schiebe die freie Hand unter die Jacke und lege sie auf meinen Bauch. Versuche, etwas zu fühlen, eine Wölbung, eine Bewegung, ir-

gendetwas, aber da ist nichts. Und trotzdem ist es da. Noch da. Dieses winzige Stück Eiklumpen, das sich in meiner Gebärmutter eingenistet und schon sehr gemütlich gemacht hat. Und obwohl klar ist, dass es nicht mehr lange bleiben wird – es geht nicht, auf gar keinen Fall –, stehlen sich ständig Gedanken in meinen Kopf, die mich sofort wieder zum Weinen bringen. Dass ich lieber ein Mädchen hätte, zum Beispiel.

Als ich Bengt vor gut zwei Wochen das erste Mal von der noch mutmaßlichen Schwangerschaft erzählt habe, mit Sorge, aber auch einer ganz kleinen glückseligen Hoffnung, hat er mich sehr verständnisvoll in den Arm genommen und mir all die guten Gründe aufgezählt, die mir klarmachen sollten, dass solch ein Zustand unhaltbar ist.

»Wir waren uns doch einig«, hat er mit leiser, butterweicher Stimme gesagt. »Dieses Thema war von vornherein zwischen uns geklärt.«

»Es war ja auch nicht geplant«, habe ich heulend erwidert. Das stimmt. Ich habe nichts dergleichen geplant, sondern nur die Pille, die ich ewig genommen habe, plötzlich nicht mehr vertragen. Und gedacht, es wird schon nichts passieren, in dieser kleinen Lücke zwischen der einen und der nächsten, und nach all den Hormonen, die ich in den ganzen Jahren geschluckt habe.

»Es ist nur, ich meine, es ist doch vielleicht unsere letzte Chance ...«

»Bitte, Josie.« Er hat sich von mir gelöst und mich zurückgeschoben. Ganz sanft. »Ich habe schon zwei Kinder.«

Aber nicht mit mir, hätte ich gerne gesagt, aber ich habe

mich nicht getraut. Es gibt einiges, was ich mich bei Bengt nicht traue. Nicht aus Angst, eher aus der Erfahrung heraus, dass ich bei Diskussionen sowieso meistens den Kürzeren ziehe.

»Und sei doch mal ehrlich«, setzte er noch nach. »Du und ein Kind? Wie soll das denn gehen? Außerdem bist du zu alt.«

Bengt ist acht Jahre älter als ich, also beinahe fünfzig. Das ist wirklich alt. Trotzdem hat er natürlich irgendwie recht. Ich meine: Wie soll es gehen? Ich bekomme mein eigenes Leben kaum geregelt, was soll ich also mit noch einem? Einem kleinen Leben, für das ich dann verantwortlich sein würde, ich ganz allein. Denn Bengt wird mich verlassen, wenn ich das Kind bekomme. So klar ist mein hormoneschwängerter Verstand noch, um dieser Tatsache in aller Deutlichkeit ins Auge zu sehen.

Meine Zukunft wird also eine sein ohne Kind. Dafür mit Bengt. Jedenfalls mit einem Teil von ihm. Der andere, größere Teil, ist nämlich schon weg. Vergeben an eine Frau, die vor mir in sein Leben getreten ist. Neun Jahre haben nicht gereicht, diesen Umstand endgültig als das zu akzeptieren, was er ist: unumstößlich. Mein ewiges Dilemma. Und jetzt habe ich noch eins.

Frustriert packe ich meine Brezel aus, verknülle die leere Tüte und stopfe sie in die ausgebeulte Tasche meiner Jacke. *Die ist noch handwarm*, hat die Verkäuferin heute Morgen gesagt, als sie mir die Brezel einpackte. Handwarm. So ist auch mein Leben. Zu wenig Feuer, zu wenig Leidenschaft – jedenfalls von Bengts Seite –, stattdessen ein seit Jahren

gleichbleibender wöchentlicher Austausch von netten Sätzen (*Wie war deine Woche? – Gut. Deine?*) und Körperflüssigkeiten. Ich wüsste gerne, ob es mit *ihr* genauso ist, aber auch das traue ich mich nicht zu fragen.

Daran, dass Bengt mit einer anderen Frau verheiratet ist, habe ich mich inzwischen gewöhnt, aber egal ist es mir bis heute nicht. Im ersten Jahr habe ich noch fest geglaubt, etwas daran ändern zu können. In den nächsten Jahren immerhin noch gehofft. Inzwischen habe ich mich damit abgefunden. Manchmal, in sehr schwachen Momenten, denke ich, dass es mir vielleicht besser ginge ohne ihn. Aber meistens ist es umgekehrt.

Trotzdem ist Bengt per se kein schlechter Mensch, auch wenn mein Bruder ihn gerne so darstellt. Dass er seine Familie nicht verlässt, hat ja nichts mit mangelnder Liebe zu tun, sondern mit Verantwortungsbewusstsein.

Ich stopfe die Brezeltüte in einen Abfallkorb und sehe im letzten Moment, dass ein Zettel an ihr klebt. Mit spitzen Fingern fische ich die Tüte wieder aus dem Müll. Es ist der Abholschein der Reinigung für meine schwarze Jacke, die ich letzte Woche überall gesucht habe. Ich pflücke den Schein ab und begegne im gleichen Moment dem Blick einer Frau mit blasser Haut, dickem Schwangerschaftsbauch und roten Haaren. Sie sieht mich mitleidig an. Beschämt senke ich den Kopf und stürze halbblind auf die Straße.

Ich muss mich beeilen, mein Zug geht in zehn Minuten. Die Fahrt selbst dauert ungefähr eine Viertelstunde. Mit dem Auto brauche ich mindestens genauso lange, aber die Bahn ist trotzdem keine alltagstaugliche Alternative. Erstens

muss man, wenn man einen Zug verpasst, eine geschlagene Stunde auf den nächsten warten, und zweitens liegt unser Bahnhof ungünstig. Von meiner Haustür bis zum Bahnsteig sind es ungefähr 3100 Schritte, jedenfalls bei meiner Schrittlänge. Im Moment habe ich allerdings keine Wahl. Weil ich ein rotes Warnlicht am Armaturenbrett übersehen habe, ist mein Wagen in der Werkstatt, und zwar mindestens noch bis Mitte übernächster Woche. *Du gehst nicht gut mit deinen Sachen um, du benutzt sie nur*, hat Bengt einmal zu mir gesagt. Das stimmt. Sachen haben bei mir keinen hohen Stellenwert, jedenfalls nicht in materieller Hinsicht. Bei Bengt sehe ich dafür jede rote Warnlampe, meistens schon bevor sie überhaupt nur ans Leuchten denkt, und tue dann alles dafür, damit es nicht dazu kommt. Aber Bengt ist ja auch keine Sache.

Im Zug herrscht freie Platzwahl. Ich habe mich kaum für einen Sitz entschieden, da kommt die rothaarige Schwangere und setzt sich schräg gegenüber auf die andere Seite des Ganges. Sie ist so mit ihrem Smartphone beschäftigt, dass sie mich nicht zu bemerken scheint. Erst als der Zug wieder anhält, schaut sie hektisch auf, schnappt ihre Tasche und kämpft sich aus dem Sitz. Dabei hält sie sich mit einer Hand den Bauch, der wie ein Fremdkörper herausragt. Was wiegt so ein fertiger Babybauch eigentlich? Fünf Kilo? Acht? Zehn? Oder mehr? Unsere Blicke treffen sich. Ich weiß nicht, ob sie mich erkennt, aber jetzt lächle ich mitleidig.

Noch zwei Haltestellen. Noch eine. Ich laufe zur Tür und stehe schon parat, den Finger auf dem roten Türöffner, bevor der Zug hält. Kein Mensch außer mir will hier aus-

oder einsteigen, ich habe Angst, dass er einfach weiterfährt. Aber er hält. Unser Bahnhof, wobei das Wort *Bahnhof* etwas hochgegriffen ist, ist als Halt im Fahrplan aufgeführt, auch wenn er nur aus einer wellblechüberdachten Sitzbank und einem Ticketautomaten (beides teilen wir uns mit dem Nachbarort) besteht.

Ich steige aus und schaue mich um. Ein roter Beetle und ein alter weißer Opel, sonst ist hier nichts. Der Weg vor mir ist voller Pfützen, der Himmel über mir dunkelgrau. Wie ein dichtgewebtes, schweres Tuch liegt er auf der Landschaft. Ich schließe fröstelnd meine Jacke und mache mich auf den Weg. Über die Straße bis zum Dorf sind es mindestens zwei Kilometer, aber ich kenne eine Abkürzung. Einen nur halb so langen, dafür sehr steilen, matschigen und vollkommen winteruntauglichen Pfad durch den Niederwald.

Schritt für Schritt für Schritt, stoisch und mit gesenktem Kopf laufe ich gegen den Berg und gegen den Matsch an. Auch gegen den Wind, der mir eisig ins Gesicht bläst, und gegen meine Gedanken, die sich immer wieder im Kreis drehen. Ich laufe und zähle Schritte, um nicht mehr zu denken, halte den Kopf gesenkt, bis mir ein dünner Ast ins Gesicht peitscht. So schmerzhaft und überraschend, dass ich aufschreie. Der Schrei ist wie ein Ventil. Etwas öffnet sich. Ich schreie noch einmal, jetzt laut und wütend. Ich schreie die krächzenden Krähen an, die auf den kahlen Ästen sitzen, den Wind, der mir immer noch ins Gesicht bläst und den Matsch unter meinen Füßen. Ich schreie, bis nichts mehr übrig ist und meine Stimme klingt wie die der Krähen, die

längst das Weite gesucht haben. Und dabei wanke ich wie eine Betrunkene. Immer bergauf.

Das Dorf begegnet mir wie gewohnt. Nicht unfreundlich, aber auch nicht so, als würde ich dazugehören. Ich fühle mich geduldet, nicht zu Hause.

Eine Frau läuft mit ihrem Kind an mir vorbei. Ich kenne sie vom Sehen. Das Kind ist vielleicht sechs oder sieben Jahre alt und hat das Down-Syndrom. In der Medizin ist Syndrom die Bezeichnung für eine Kombination von verschiedenen Symptomen, das habe ich bei Wikipedia gelesen. Es ist ein Mädchen. Ihr Gesicht wirkt ein bisschen zerknautscht, aber sehr freundlich. Ihre Augen liegen weit auseinander, und ihr Mund steht offen.

Ich betrachte die Frau verstohlen. Ich schaue mir gerne Menschen an, die ich in irgendeiner Weise besonders finde. Besonders schön, besonders interessant, besonders blöd. Diese Frau finde ich besonders schön. Alles an ihr ist glatt und lang und schmal. Die Haare, die Beine, das Gesicht. Sie hat diesen interessanten, alternativen Touch, den ich so mag. So wäre ich auch gerne, aber ich wirke sofort verkleidet, wenn ich es versuche.

Im Vorbeigehen nicken wir uns zu und lächeln. Ich bemühe mich dabei, mein Lächeln in keiner Weise mitleidig wirken zu lassen. So ein Down-Syndrom ist schließlich keine schreckliche Sache. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob es überhaupt eine ist oder ob wir es nur zu einer machen.

Ich lächle immer noch, als es wieder anfängt zu regnen.

Dicke, schwere Tropfen klatschen von jetzt auf gleich auf unsere Köpfe. Ich ziehe die Kapuze hoch, aber sie ist nicht wasserdicht. Das kalte Wasser läuft mir augenblicklich in den Nacken. Auch meine Füße sind nass. Falsche Jacke, falsches Schuhwerk, falscher Partner. Alles falsch. Ich würde vermutlich auch das falsche Kind bekommen. Gibt es das? Ein falsches Kind? Oder ein richtiges? Ist ein Kind mit Down-Syndrom falscher als eines ohne?

Bei schwangeren Frauen ab fünfunddreißig steigt das Risiko, das hat mir die Ärztin erklärt. *Wir können einen Test machen*, meinte sie. Aber braucht man einen Test für ein Kind, das man nicht bekommt?

Ich fange an zu rennen, aber schon nach ein paar Metern werde ich wieder langsamer und keuche. Meine Kondition ist im Eimer. Nicht, weil ich schwanger bin, sondern weil ich mich zu wenig bewege. Im Sommer jogge ich hin und wieder, aber gerade hat erst halbherzig der Frühling begonnen, und es ist noch ziemlich kalt.

Bevor Bengt in mein Leben trat, war ich topfit. Damals habe ich Badminton gespielt, und zwar gar nicht mal schlecht. Aber wir hatten immer dienstags und donnerstags Training, also genau an den Tagen, an denen Bengt Zeit für mich hatte. Deshalb habe ich aufgehört. Mittlerweile kann er nur noch dienstags. Heute ist Donnerstag. Ein Donnerstag war es auch, an dem unsere Geschichte begann. Ich hatte ihm auf dem Parkplatz eines Supermarkts eine Delle ins Auto gefahren. Sie war nur sehr klein, nicht der Rede wert, aber ich habe ihm trotzdem einen Zettel mit meiner Telefonnummer hinter den Scheibenwischer geklemmt. Er hat

mich noch am gleichen Abend angerufen. Am nächsten Tag auch. Und am übernächsten. Nach einer Woche haben wir unsere Mailadressen ausgetauscht und angefangen, uns zu schreiben. Jeden Tag, sechs Wochen lang. Es war ein bisschen wie in diesem Buch, *Gut gegen Nordwind*. Später hat er mir gesagt, er habe sich schon in meine Telefonnummer verliebt (neongrün, ich hatte keinen Kuli bei mir, nur einen Marker). Er sagte, ich mache sein Leben bunt.

Ich schaue nach oben. Der Regen hat schon wieder nachgelassen und ist jetzt in ein gemächliches Nieseln übergegangen. Ich stopfe beide Hände in meine ausgebeulten Jackentaschen und stoße auf ein Sammelsurium von Dingen, von denen der größte Teil eigentlich in den Müll gehört. Gebrauchte Papiertaschentücher, alte Bons von Supermärkten, Büroklammern, nicht mehr funktionierende Feuerzeuge. Dazwischen mein Portemonnaie, eine Lesebrille, mein Handy. *Dein Chaos macht mich noch wahnsinnig*, sagt Bengt manchmal. Aber er sagt es mit so weicher Stimme, dass es sich anhört wie eine Liebeserklärung. Ich glaube, insgeheim wäre Bengt gerne ein bisschen mehr wie ich, aber als Mediziner kann er sich kein Chaos erlauben.

Wie *es* wohl sein würde? Unser Kind? So chaotisch wie ich? Oder so sortiert und geordnet wie er? Zahnarzt oder Sozialpädagoge? Besser wäre etwas dazwischen. Auch bei der Größe. Ich bin nur ein Meter 58, Bengt dafür ein Meter 98.

Nein, Bengt hat sicher recht: Ein Kind ist nichts für mich. Ein Kind ist etwas für Menschen, die Pläne haben und Ahnung. Verantwortungsbewusstsein und Pflichtgefühl. Fa-

miliensinn und ein geordnetes Leben. Ich habe höchstens einen halbwegs gut bezahlten Job, einen schönen Hintern und stabile Brüste. (Ich glaube, Letzteres ist es, was Bengt besonders gut an mir gefällt.)

Ich komme an eine kleine Kreuzung. Rechts geht's nach Hause, links zum Friedhof. Hier wurde offenbar gerade jemand beerdigt. Ich sehe die Trauergäste, die mit ihren dunklen Schirmen durch die Pforte strömen, und versuche, die Schirme zu zählen. Es klappt natürlich nicht, weil sich die Leute bewegen und weil die Schirme alle gleich aussehen.

Während ich noch an der Kreuzung stehe, reißt plötzlich die Wolkendecke auf. Direkt über mir ist ein Stück blauer Himmel und eine Sonne, die ihre Strahlen genau durch diese Lücke schickt und alles in ein warmes, goldenes Licht taucht. Ich ziehe das Telefon aus der Tasche und wische. Immer noch keine Nachricht von Bengt.

Die Schar der Trauergäste läuft geschlossen den Bürgersteig entlang. Ich sehe ihnen nach. Meine Wohnung ist nicht sehr weit von hier, keine zwei Minuten, höchstens vier, wenn man sich Zeit lässt, aber außer einem Dach über meinem nassen Kopf und einem Paar trockener Strümpfe gibt es nichts, überhaupt nichts, das mich dorthin zieht. Niemand, der mich erwartet. Kein warmes Essen, keine liebevolle Umarmung. Noch nicht einmal jemand, der mir Vorwürfe macht und fragt, wo ich denn so lange war.

Noch vor kurzem hätte ich mich mit einem einsamen Glas Wein und ein paar Zigaretten getröstet. Jetzt würde ich mich wenigstens mit ein paar Gummibärchen oder

Kaubonbons trösten, wenn ich welche hätte. Meine Hände wühlen sich weiter durch den Inhalt der Jackentaschen, auf der Suche nach was auch immer, und ich seufze erleichtert, als ich auf etwas stoße, das sich wie ein Bonbon anfühlt. Es ist ein altes Hustenbonbon. Ich versuche, es aus dem Papier zu wickeln, aber ein Teil bleibt hartnäckig an der Oberfläche kleben. Am Ende stecke ich es so, wie es ist, in den Mund und spucke das abgelutschte Papier wieder aus. Das Hustenbonbon ist scharf, viel schärfer, als ich erwartet habe, aber ich lutsche es trotzdem. Seit drei Wochen rauche ich nicht mehr. Das mit dem Aufhören war überraschend einfach. Von einem Tag auf den anderen. Ganz ohne Pflaster oder Akupunktur. Noch nicht einmal zugenommen habe ich, was meine größte Sorge war. Es sind allerdings auch erst drei Wochen, und ich könnte jederzeit wieder anfangen. Der Zellklumpen bleibt ja sowieso nicht mehr lange bei mir, es spielt also keine Rolle. Ich streiche über meinen Bauch und versuche, das wehe Gefühl in mir zu unterdrücken. Es ist besser so. Ich wäre keine gute Mutter, ich bin in vielem nicht gut. Im Job nerve ich alle mit meiner Mutter-Teresa-Art, meine Familie nerve ich mit meiner Vergesslichkeit. Und nicht einmal neun Jahre haben gereicht, um Bengt ganz für mich zu gewinnen. Ich kann nicht backen, nur mäßig kochen, und ich kaufe keine weiße Wäsche mehr, weil die nach spätestens zwei Waschgängen bestimmt nicht mehr weiß ist. Was ich ganz gut kann, bilde ich mir ein, ist, mich in meine Mitmenschen hineinzusetzen und zu spüren, was sie gerade hören wollen oder brauchen. Eine Inselbegabung. Brotlose Kunst, würde meine Mutter sagen.

Ich denke, das habe ich von meinem Vater. Brotlose Künste beherrschte er aus dem Effeff.

Das Bonbon ist weggelutscht, mein Magen knurrt und verlangt nach mehr. Er hat heute außer der Brezel und diesem Bonbon noch nichts bekommen.

Die Sonne ist schon wieder verschwunden, der Friedhof liegt trostlos, leer und verlassen vor mir. Ich war schon oft hier, aber noch nie auf einer Beerdigung. Ich komme immer nur so, zum Spaß. Wenn ich in einer fremden großen Stadt bin und Zeit totschlagen will, frage ich fast immer nach dem Weg zum Friedhof, das ist mir lieber, als irgendwelche Sehenswürdigkeiten anzuschauen, die ich ja, einschließlich der dazugehörigen Informationen, genauso gut im Internet finde.

Das Paradoxe dabei ist: Eigentlich habe ich eine Riesenangst vorm Sterben. Und noch mehr vor unheilbaren Krankheiten. Schon der Gedanke an Schmerzen löst pure Panik in mir aus. Wenn ich abends allein im Bett liege, wird das kleinste Ziepen zum Drama. Vor kurzem dachte ich, ich hätte Gebärmutterhalskrebs, aber dann hat meine Kollegin mir zum Glück geraten, einen Schwangerschaftstest zu machen. Am liebsten würde ich mich einmal im Monat in eine Röhre legen und mich von Kopf bis Fuß durchchecken lassen, dann wäre ich beruhigt. Aber das kann ich keinem Arzt vermitteln.

Auf dem Friedhof steht eine Reihe großer Buchen mit mächtigen Kronen, aus denen es leise tropft. Ich schaue nach oben in das feuchte Blättergewirr, und das schlechte Gewissen nagt an mir. Ich bin gerne auf Friedhöfen, aber

nur auf solchen, die nichts mit mir zu tun haben. Ich nehme mir zwar immer wieder fest vor, auch meinen Vater oder meine Schwester endlich einmal zu besuchen, aber bisher bin ich über gedachte Absichtserklärungen noch nicht hinausgekommen. Und die haben bei mir nichts zu bedeuten. Es gibt so einiges, was ich mir immer wieder fest vornehme. Meistens in Verbindung mit *bald* oder *irgendwann*.

Ich bin jetzt einundvierzig, das ist ungefähr Halbzeit. In noch mal neun Jahren werde ich fünfzig sein. Meine Mutter ist achtundsechzig und lebt seit fast dreißig Jahren allein. In einer kleinen Wohnung mit vielen Büchern. Sie brauche sonst nichts und niemanden, sagt sie oft und gerne, aber nicht, ohne Florian und mir gleichzeitig vorzuwerfen, dass wir uns viel zu wenig blicken lassen. Wahrscheinlich meint sie mit *nichts und niemanden* nur keinen neuen Mann.

Mein Vater starb ganz allein. Niemand, der bei ihm war in seinen letzten Stunden. Das letzte Mal habe ich ihn etwa drei Wochen vor seinem Tod gesehen. Er war nicht trauriger und nicht lustiger als sonst. Vielleicht etwas blasser und dünner. Aber ich war damals so sehr mit mir beschäftigt, dass ich ihm nur zu gerne geglaubt habe, als er erklärte, er sei nur deshalb so blass und dünn, weil er gerade ein Superprojekt abgeschlossen und vielleicht zu wenig frische Luft abbekommen habe.

Ein Bild kommt mir in den Sinn. Er und ich, allein in unserer Küche. Wir versuchen zu kochen, aber wir können es beide nicht. Das klingt lustig, war es aber nicht. Er konnte ziemlich wütend werden, wenn etwas nicht so lief, wie er es sich vorgestellt hatte. Trotzdem verbinde ich auch ein paar

sehr schöne Erinnerungen mit meinem Vater. Da sind zum Beispiel die Ausflüge, die er ganz früher mit uns machte. Lange Wanderungen mit Rucksäcken, und wenn ich müde wurde, dann durfte ich auf seinen Schultern sitzen. Nur ich. Ich bin die Jüngste, knapp neun Jahre jünger als Florian. *Nesthäkchen*, hat mein Vater immer gesagt. *Unfall*, meine Mutter.

Es hat noch eine Schwester gegeben, Babette, irgendwann zwischen Florian und mir. Noch ein Unfall. Aber das ist eine andere Geschichte. Eine, über die um Himmels willen nicht geredet wird. Ein Kind, das gleich zweimal gestorben ist. Erst durch einen Unfall, dann wurde es totgeschwiegen.

Die Sonne bleibt hinter den Wolken verschwunden, aber es fängt nicht wieder an zu regnen. Ich schiebe meine Hände zwischen Jacke und Bauch und atme tief ein und aus. Schön warm ist es da. Mollig warm. Solange *es* noch bei mir ist, soll es ihm gut gehen. Auch wenn ich keine Ahnung habe, wie lange das noch sein wird. Wie viel Zeit bleibt uns? Ein paar Tage? Eine Woche? Zwei? In jeder Sekunde werden weltweit vier Kinder geboren, das habe ich heute Morgen gelesen. In einer der Zeitschriften, die im Wartezimmer auf dem Tisch lagen. Gleichzeitig sterben natürlich auch Menschen, aber nur zwei. Im Hinblick auf die Überbevölkerung wird viel zu wenig gestorben. Wenn das so weitergeht, dann ist die Welt bald zu klein für uns alle, und vielleicht ist es in diesem Fall sogar ein eher guter Beitrag, *kein* Kind zu bekommen.

Vor mir auf dem Weg entdeckte ich einen kleinen, run-

den, glänzenden Gegenstand. Es ist ein Ring, er lehnt an einem Randstein. Ich stupse mit der Fußspitze dagegen, er fällt mit einem leisen Klimpern um, ich bücke mich, und mein Telefon klingelt.

»Hallo? Bengt?«

»Hallo, Liebling. Ist alles in Ordnung?«

Noch immer, nach all diesen Jahren, klopft mein Herz sofort laut und unkoordiniert, sobald ich seine Stimme höre. »Ja.«

»Hast du eine Adresse? Ich meine ...«

»Nein. Ich muss vorher noch zu einem Beratungsgespräch.«

»Bis zur siebten Woche besteht die Möglichkeit, die Schwangerschaft durch Medikamente zu unterbrechen, sagt Uwe. Wie weit genau bist du?«

Ich kneife die Augen zusammen. Der Ring sieht echt aus.

»Ich glaube, schon drüber.«

»Du glaubst?«

Vielleicht ein Ehering? »Ich bin mir nicht sicher.«

»Wann war denn deine letzte Regel genau?«

»Vor ... ich weiß es nicht mehr. Auf jeden Fall schon länger her.«

»Wie lange. Sechs Wochen? Sieben? Acht?«

»Acht. Glaube ich.« Ich höre ihn seufzen. »Ja, es sind acht.«

»Und wann ist der Beratungstermin?«

»Ich muss da noch anrufen. Die Ärztin hat mir eine Adresse gegeben.« Die kleine Karte. Habe ich die eingesteckt?

Ich taste mit der freien Hand in den Jackentaschen. Sie ist nicht da.

»Na gut«, sagt Bengt. »Du, ich muss Schluss machen. Sag mir Bescheid, wenn ...«

»Bengt?«

»Hm?«

»Könnten ... könnten wir uns vielleicht kurz sehen? Ich meine jetzt?«

Einen Moment ist es still.

»Bengt?«

»Schatz, du weißt, dass das nicht geht.«

»Bitte. Nur heute. Ausnahmsweise.«

»Mach es uns doch nicht noch schwerer.« Er klingt ungeduldig. Ich kenne diese Stimme. Er ist genervt von mir. Weil ich wieder mal das bin, was er als *anstrengend* bezeichnet.

»Schon gut. Tut mir leid.« Bei Bengt bin ich immer weniger ich selbst, weil ich mit aller Macht versuche, so zu sein, wie ich glaube, dass er mich haben will.

»Wir sehen uns am Dienstag, okay?«

Ich höre ihn atmen. »Ja. Am Dienstag«, sage ich und bemühe mich, meiner Stimme wieder diesen heiteren Klang zu geben, von dem ich weiß, dass Bengt ihn mag. »Ich freu mich.«

»Mach dir ein schönes Wochenende.« Er klingt nicht heiter. Nur müde.

»Mach ich«, sage ich und lege nicht auf. Ich hoffe auf ein Zeichen. Auf irgendetwas, ein liebes Wort oder einen Telefonkuss. Es kommt nichts. »Bengt?«

»Hm?« Kein sehr freundliches *hm*. Meine seismographischen Antennen lassen mich nie im Stich. Jede Stimmung, jede negative Emotion kommt ungefiltert bei mir an, auch wenn andere behaupten, da sei nichts. Aber da ist etwas, auch jetzt, das spüre ich ganz deutlich.

»Ach, nix, schon gut.« Vielleicht fehlt mir auch einfach nur so ein Scheißegal-Filter, wie meine Schwägerin ihn hat. Die bringt nichts so schnell aus der Ruhe. Noch nicht einmal ihre Schüler, die nach ihrer Aussage zu 75 Prozent einen Migrationshintergrund und nur sehr wenig Lernwillen haben.

»Ich muss jetzt wirklich Schluss machen. Das Wartezimmer ist voll.«

»Ja klar«, sage ich schnell und schicke vorsichtshalber selbst noch einen Kuss durch die Leitung.

»Halt mich auf dem Laufenden, ja?« Er legt auf.

Ich starre enttäuscht auf das Handy. *Halt mich auf dem Laufenden*. Aber ansonsten raus. Das ist die ganze traurige Essenz. Ich fühle mich auf einmal schrecklich schutzlos. Ein Kind *nicht* zu bekommen ist schließlich keine Kleinigkeit, jedenfalls, wenn es das Kind schon ein bisschen gibt.

Das Telefon vibriert leise in meiner Hand. Eine Nachricht von Bengt: *Wir stehen das durch, mein Liebling. Wir beide. Zwei rote Herzen*. Augenblicklich fühle ich mich getröstet. Ich probiere den Ring an (er ist ziemlich groß, das kann unmöglich der Ring einer Frau sein), streife ihn wieder ab und halte ihn vor mein Gesicht. Ich kneife die Augen zusammen. Auf der Innenseite ist eine Gravur, aber ich kann sie nicht entziffern. Ich zerre die Lesebrille aus meiner Tasche.

Zwei Buchstaben. W und K. Dazwischen das Symbol für Unendlichkeit. Und ein Datum: 4. 8. 1969

Kathi

Sie wirft die Blumen auf den Sarg und rümpft die Nase. Ausgerechnet Tulpen. Tulpen passen nicht zu Werner. Aber welche Blumen hätten denn zu ihm gepasst? Sie weiß es nicht. *Rosen, Tulpen, Nelken, alle Blumen welken*. Was bleibt von einem Leben? Was bleibt ihr von Werner? Außer Erinnerungen. Je weiter sie zurückliegen, desto klarer sind sie. Das Heute scheint ihr oft wie Wasser, es lässt sich nicht festhalten. Nur das Gestern ist auskristallisiert und steht auf festem Grund.

Fröstelnd knöpft sie ihren neuen Mantel zu, wickelt sich das Tuch fester um den Hals und denkt an den Ring. Werners Ring. Sie hat ihn eingesteckt, vorhin, bevor sie losgingen. Der Gedanke beruhigt sie. Es ist, als wäre damit ein Stück von ihm noch bei ihr.

Ein eisiger Wind fährt ihr ins Gesicht. Er zerrt an ihren Haaren, er zerrt an ihrem Tuch, er zerrt an ihrer Seele. Als wolle er ihr etwas sagen. Sie zwingen, ihre Trauer zu zeigen. *Heul doch*, haben sie als Kinder gerufen, meistens im Streit. Heul doch! Ganz wund und leer fühlt sie sich, aber weinen kann sie nicht. Es kommen keine Tränen. Später vielleicht.

Wenn das Begreifen einsetzt. Und wenn sie alleine ist. *Mach dich nicht lächerlich*, hat ihre Großmutter einmal gesagt, als sie sie dabei erwischte, wie sie um ein totes Eichhörnchen weinte. Da war sie dreizehn. Ein Mädchen, fast noch ein Kind, aber schon einen Meter achtundsiebzig groß und mit voll entwickelten Brüsten.

Ida sieht sie mitfühlend an und drückt ihr eine kleine Schaufel in die Hand, die Kathi schnell in die aufgestellte Schale mit Sand rammt. Dass Werner einfach so im Sessel eingeschlafen und nicht mehr wach geworden ist, nimmt sie ihm übel. So schleicht man sich nicht davon, das ist nicht richtig.

Wie wird es jetzt sein? Ohne ihn? Sie kann es sich nicht vorstellen. In den ersten Jahren stritten sie noch häufig, oft wegen Kleinigkeiten. Und dann versöhnten sie sich wieder, was durchaus seine Reize hatte. Später hatten sie keine Zeit mehr dazu. Vielleicht auch weniger Lust. Sie hatten sich längst aneinander gewöhnt, an die Eigenarten und Launen des anderen. Auch an die Meinungen, die selten die gleichen waren. Es spielte keine Rolle mehr. Trotzdem hatten sie ein gutes Leben zusammen. Er gab ihr Sicherheit und sie ihm Ruhe. Sie war keine nörgelnde Ehefrau, jedenfalls nicht per se. Wenn sie sich über etwas beschwerte, dann hatte sie immer auch einen guten Grund dazu.

Kathi schaufelt etwas Sand auf Werners Sarg. Er verteilt sich ungleichmäßig, das meiste davon rieselt an einer Seite wieder herunter.

Wenn sie jetzt überlegt, was sie besonders an ihrer Ehe gemocht hatte, dann fallen ihr die eingespielten Rituale der

letzten Jahre ein. Morgens gemeinsam frühstücken und Zeitung lesen. Sonntags *Tatort*. Sie beide auf dem Sofa, er links, sie rechts, Diskussionen über das Fernsehprogramm. Ihr hatte es genügt.

Zwanzig Jahre früher, ja, da hätte sie von seinem Tod noch etwas gehabt. Da gab es den Laden noch, *ihren* Laden. Jetzt war da nichts mehr, noch nicht einmal ein Enkelkind. Mit einer ärgerlichen Bewegung wirft sie Werner noch eine Schippe Dreck hinterher. Ihre Gelenke knirschen. Arthrose im Knie, der Rücken macht auch Probleme. Das einst so feste Fleisch hat sich in weiches, unansehnliches Gewebe verwandelt. Manchmal, wenn sie in den Spiegel schaut, erschrickt sie und denkt: *Das bin nicht ich*. Aber sie ist es.

»Mein Beileid.«

»Danke.«

So viele Leute, die sie umarmen und ihre Hand drücken. Sie kennt noch nicht einmal alle.

Das offene Grab ist wie eine klaffende Wunde, die geschlossen werden will. Blumen und Sand auf dem Sarg, drumherum feuchte kühle Erde. Sie hat Werner geliebt, bis zum Schluss und trotz allem. Gesagt hat sie es ihm schon lange nicht mehr. Kathi seufzt leise. Nicht nachdenken über das, was war, und das, was kommt. Nicht nachdenken über die verpassten Gelegenheiten. Sie sucht nach anderen Gedanken, solchen, die nicht weh tun. Der neue Mantel fällt ihr ein. Schwarz, mit einem kleinen braunen Stehkragen. Er steht ihr gut.

»Katharina. Mein herzliches Beileid.«

»Danke.«

Den Mantel hat sie extra für die Beerdigung gekauft. Mit Idas Beratung. Er war teuer, Werner würde sich wahrscheinlich im Grab umdrehen, wenn er wüsste, was sie dafür ausgegeben hat. Und wenn er sich noch drehen könnte. Sie atmet tief. Ein unangenehmer, süßlicher Geruch dringt ihr in die Nase. Woher kommt der? Von den Blumen jedenfalls nicht, die riechen nach nichts, das hat sie schon getestet. Von Ida? Oder sind es die Lilien auf dem Nachbargrab? Auf Werners Grab wird sie Bodendecker pflanzen und sonst nichts. Wer soll sich denn kümmern, wenn sie es nicht mehr kann?

Um den Garten zu Hause hat sich vor allem Werner gekümmert. Er war es, der den Rasen gemäht und die Büsche gestutzt hat. Schwer vorstellbar, dass er nicht mehr da ist. Dass er tatsächlich dort unten liegt und nur noch still ist. Für immer.

»Kathi?«, flüstert Ida und hängt sich bei ihr ein.

»Was?«

Ihre Schwiegertochter zeigt auf die Schaufel.

»Ach so. Ja.« Die hat sie ganz vergessen. Sie reicht sie an den Nachbarn weiter. Max nickt ihr dabei mit leidvoller Miene zu. Wahrscheinlich hat er Angst, sich jetzt um sie kümmern zu müssen. Sie seufzt wieder und denkt an das, was ihr an Zukunft bleibt. Da ist nichts, worauf sie sich freut.

Ida streicht ihr über den Arm. »Geht's?«

Sie nickt und lächelt. Sie will Ida nicht enttäuschen.

Ihre Schwiegertochter ist eine gute Frau. Gut für Max, gut für die Familie. Als Max Ida kennenlernte, war er schon beinahe dreißig, und sie war die erste Frau, die er mit nach

Hause brachte. Jetzt sind sie schon seit vierzehn Jahren verheiratet. Und immer noch kein Enkelkind in Sicht. Gerade erst hat Ida eine eigene Praxis als Psychotherapeutin eröffnet. Manchmal gibt sie ihr kostenlose Tipps. *Du musst lernen, deine eigenen Bedürfnisse zu erkennen*, hat sie erst vor ein paar Wochen gesagt. Da hat Werner noch gelebt und sie sich bei Ida beklagt, weil er so träge geworden war, vor allem im Winter und ohne die Arbeit im Garten. *Eigene Bedürfnisse erkennen*, denkt sie jetzt und schnaubt innerlich. Wie soll das gehen? Welche Bedürfnisse denn überhaupt? Das Bedürfnis, nicht alt und alleine zu sein? Das Bedürfnis nach Enkelkindern? An das eine muss sie sich gewöhnen, das andere akzeptieren. Ändern kann sie beides nicht.

Kathi verlagert ihr Gewicht auf das linke Bein. Die rechte Hüfte tut ihr weh vom langen Stehen. Sie klagt nicht, sie hat nie geklagt, das Klagen hat sie immer anderen überlassen. Das heißt aber nicht, dass sie keinen Grund dazu gehabt hätte. Sie weiß sehr gut, was es bedeutet, arm und bitter zu sein. Das hat sie als Kind in aller Härte erfahren. Damals musste ein ganzes Land wiederaufgebaut werden, da hatte niemand Zeit, sich um ein verlassenes Kind zu kümmern. Keine Zeit zum Trösten, und schon gar keine zum Trauern. Auch kein Recht. Man war ja selbst schuld, an all dem Elend – auch wenn man es nicht war.

Ida lächelt ihr aufmunternd zu und drückt ihr die Hand. So eine wie Ida hätte ihre Mutter damals gebraucht, vielleicht hätte sie sich dann für das Leben entschieden und nicht für den Tod. Sie war doch noch so jung gewesen. Noch nicht einmal dreißig.

Die Schlange, die sich neben dem Grab gebildet hat, setzt sich langsam in Bewegung. Nachbarn, Verwandte und Vereinskollegen. Schützenverein, Sportverein, Feuerwehr. Werner war ein geselliger Mensch.

»Aufrichtiges Beileid.«

»Danke.«

Kathi erträgt die vielen mitleidigen Blicke und Beileidsbekundungen und lächelt. Sie lächelt, bis ihre Gesichtsmuskeln schmerzen. Als ganz junges Mädchen war es ihr größter Wunsch, eine berühmte Schauspielerin zu werden, aber ihre Großmutter war dagegen. Sie war eigentlich gegen alles. Und damit das Gegenteil von ihrem Großvater. Der war immer freundlich und hilfsbereit. Kurz vor Kriegsende hat er zwei Deserteure, achtzehnjährige Burschen, im Keller versteckt, auch vor seiner eigenen Frau, und ihnen damit das Leben gerettet. Wäre das ein paar Wochen vorher aufgefliegen, hätte ihn diese Tat, für die er nach dem Krieg gefeiert wurde, zum Landesverräter gemacht und das Leben gekostet.

Komm, Katinka, hört sie ihn sagen. *Du schaffst das.*

Katinka. Niemand sonst hat sie so genannt.

»Es tut mir so leid.«

»Danke.«

»Sag Bescheid, wenn du Hilfe brauchst.«

Als sie Werner kennenlernte, damals vor beinahe einundfünfzig Jahren, war sie noch so jung, noch nicht einmal zwanzig. Andererseits aber auch zu alt, um sich noch von ihrer Großmutter schlagen zu lassen. Vor ihm hatte es nur einen einzigen Verehrer gegeben, Heinrich, zwölf Jahre äl-

ter und nicht der Rede wert. Bei Heinrich hatte sie sich kurz in das Gefühl verliebt, begehrenswert zu sein, bei Werner in den ganzen Mann. Werner kam aus dem Ruhrgebiet, war mit einer Truppe Zimmerleute unterwegs und hatte schon halb Deutschland bereist. Ein Zufall hatte ihn nach Solbach verschlagen. Ein Zufall und das Kirchweihfest, das an diesem Wochenende gefeiert wurde. Sie hatte ihn gleich entdeckt. Er war so ein schöner Mann. Der schönste, den sie je gesehen hatte. In Solbach war das diesbezügliche Angebot eher begrenzt.

»Er war so ein guter Freund.«

»Danke.«

»Wir werden ihn alle vermissen.«

Irgendwann, in nicht so ferner Zeit, wird sie auch dort unten liegen. Neben ihm. An seiner Seite. Kathi hat keine Angst vor dem Tod. Sie ist siebzig, ihr Leben ist gelebt, was soll noch kommen? Sie hat schon viele alte Menschen gesehen. Manchmal geht es ganz gut bis zum Schluss, manchmal nicht. So wie bei Elfriede, ihrer besten Freundin. Acht Jahre älter als Kathi und schon lange nicht mehr bei sich. *Sie verliert sich immer mehr*, hat Werner einmal gesagt. Dass man sich selbst verlieren kann, hat Kathi vorher nicht gewusst. Jetzt ist Elfriede im Heim und weiß längst nicht mehr, wie sie heißt und wo sie ist.

Die Hände sind geschüttelt, die Blumen geworfen. Ida hängt sich bei ihr ein. »Komm, Mutter«, sagt sie. Kathi mag es nicht, wenn Ida sie *Mutter* nennt. Sie ist Max' Mutter, nicht Idas. Aber dann findet sie sich selbst kleinlich. Ida meint es doch nur gut. *Ein gutes Mädchen*, hat Werner oft

gesagt. *Gutes Mädchen*. Aber nie *mein* Mädchen. Das war nur sie. *Sein* Mädchen.

Ihre Gedanken wandern zurück. Eine Woche Urlaub am Faaker See. 1985 war das. Das Wetter war durchwachsen, die Stimmung auch. Sie hatten sich ein Tretboot ausgeliehen und waren rausgefahren, nur sie beide. Mitten auf dem See waren sie in Streit geraten. Kathi weiß nicht mehr, warum es ging, auch nicht, wer angefangen hatte. Aber an alles andere erinnert sie sich noch sehr genau.

Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und saß wie eine Königin, während er hinter ihr schimpfte und zeterte. Seine Tiraden prallten an ihr ab, sein Zorn ließ sie unberührt. Nichts brachte ihn mehr auf die Palme, das war schon immer so. Und dann der Stoß. Sie schluckt eisiges Wasser, schnappt nach Luft, klammert sich ans Boot. Er hilft ihr wieder hinauf und reibt sie mit einem Handtuch trocken. *Du kleiner Schussel*, sagt er. *Was machst du nur für Sachen*. Das nasse Kleid klebt an ihrem Körper, sein Blick ändert sich. Sie nimmt seine Hand, führt sie. *Nicht*, sagt er. *Nicht hier*.

»Komm.« Eine hübsche Frau mit kurzen hellen Haaren und graublauen Augen zieht an ihrem Arm. Kathi blinzelt verwirrt. Einen Moment hat sie vergessen, wo sie ist. Und warum. Sie starrt auf das Grab, atmet den Tod und spürt wieder die Traurigkeit, die sich wie ein Stein auf ihre Brust gelegt hat.

»Kathi. Wir müssen jetzt wirklich los.«

»Wohin denn?«, fragt sie und blinzelt gegen die Sonne, die sich für einen Moment in eine Wolkenlücke schiebt.

»Ins Gasthaus. Das weißt du doch.«

»Ach so, ja.«

»Komm jetzt.« Ida zeigt nach vorn, und Kathi setzt sich in Bewegung. Sie laufen zu dritt, Ida und Max sind an ihrer Seite. Es ist nicht weit bis zum Gasthaus *Zum goldenen Krug*. Dort hätten sie im Sommer ihre goldene Hochzeit gefeiert, stattdessen feiern sie jetzt seinen Tod. Trauerfeier. Wie kann man Trauer feiern? Kurz vor dem Ziel wühlen sich ihre kalten Hände durch die Manteltaschen. Ihre Finger finden Taschentücher, den Schlüsselbund und ein Loch in der Naht. Keinen Ring. Der Schreck fährt ihr in die Glieder, ihr Blick tastet über den Boden, über Pflaster und Asphalt. Sie bleibt stehen. Und sieht Werner vor sich. So, wie er vor Jahren ausgesehen hat. Noch schlank, mit scharfer Hakennase und vollem Haar. Sie sieht seine dunklen Adlerraugen, die sie zu fixieren scheinen. *Du kleiner Schussel*.

»Der Ring! Ich habe den Ring verloren. Wir müssen zurück!«, hört sie sich rufen.

Es dauert einen Augenblick, bis sie Max erklären kann, was passiert ist.

»Nimm sie mit rein«, sagt er zu Ida. »Ich gehe den Weg noch mal ab.«

»Bringst du mir den Ring?«

Sie sieht ihm nach. Alles verschwimmt, wird undeutlich und verliert die Konturen. Ist das immer so mit dem Altwerden? Dieses Auflösen und Zerfließen? Innen wie außen?

Josie

Meine Wohnung empfängt mich mit einem seltsamen Blinken. Ein rotes Aufleuchten an der Telefonstation. Zuerst erfasse ich gar nicht, was das zu bedeuten hat, aber dann begreife ich: Jemand hat mir auf den Anrufbeantworter gesprochen. Mir hat ewig niemand mehr auf meinen Anrufbeantworter gesprochen. Es gibt WhatsApp, das ist viel einfacher und auch viel direkter. Man kann schreiben, reden, ja sogar Fotos oder kleine Filme verschicken. Die bisher letzte Nachricht auf dem Anrufbeantworter war von dem Handwerker, der meine Waschmaschine reparieren sollte und dem ich tagelang hinterhertelefonierte.

Ich drücke auf die Wiedergabetaste und vergesse vor lauter hoffnungsvoller Anspannung beinahe zu atmen. Es ist Bengts Stimme.

»Josie? Ich bin's. Was ist los mit dir? Dein Handy ist aus. Bist du sauer? Josie, wir müssen reden. Ich kann so nicht weitermachen. Ich bin bis halb fünf in der Praxis, ruf mich an.«

So wie sich mein Leben seit Jahren um Bengt dreht, und nur um ihn, so dreht sich der kleine Flur plötzlich um mich.